

Unverkäufliche Leseprobe



Hans Peter Althaus
Chuzpe, Schmus & Tacheles
Jiddische Wortgeschichten

2019. 176 S. 176
ISBN 978-3-406-74917-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/30710596>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Hans Peter Althaus

**Chuzpe
Schmus &
Tacheles**

Jiddische Wortgeschichten

C.H.Beck

1. Auflage in der Beck'schen Reihe. 2004
2., durchgesehene Auflage. 2006
3., durchgesehene Auflage in C.H.Beck Paperback. 2015

Originalausgabe
4., durchgesehene Auflage. 2020
© Verlag C.H. Beck, München 2004
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen
Umschlagentwurf nach einem Konzept von malsyteufel, Willich
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 74917 9

www.chbeck.de

Inhalt

Vorwort 7

1. Unerwartetes 9

*Golus 11 · Bonum 11 · stikum 12 · Mores 12
hoch 13 · Gasse 13 · Shtetl 14 · Egel 15
Schote 16 · Mitte 16 · Moos 17 · naß 18 · lau 18
Moser 19 · Nassauer 20 · Cochem 20 · Bonames 22
Levkoie 22 · G.m.b.H. 23 · D. L. G. 23 · Pg. 23 · G.N. 24*

2. Religiöses 25

*Gut Pessach 26 · leschono tauwo 26 · Brismile 27
Barmizwe 28 · Chanukka 29 · Weihnukka 30
Purim 30 · Pejes 31 · Scheitel 32 · Tallis 33 · Arbekanfes 33
Zizzes 34 · Tefillen 34 · Schabbes 35 · Schabbesdeckel 39
Schul 40 · Schulklopper 41 · Judenschul 42*

3. Geschäftliches 43

*Sasserer 43 · Peschore 44 · Massematten 45
Medinegeier 47 · Schacher 47 · Schuttef 49 · Chawwer 49
Kippe 49 · Schore 50 · Mezie 51 · Macke 52 · Tinnef 54
Mesummen 55 · Rebbes 56 · Rebbach 56 · Reibach 58
Mechulle 58 · Pleite 59 · Pleitegeier 60*

4. Schicksalhaftes 61

*Chochme 61 · Sechel 63 · Ehme 64 · More 65 · Rachmones 65
Maloche 67 · Massel 70 · Schlamassel 72 · Dalles 72*

5. Kommunikatives 74

*Chuzpe 74 · Schmue 78 · Schmu 78 · Schmus 79
Gedibber 81 · Geschäker 81 · Geschmuse 83 · Geseires 83
Maisse 85 · Geschichtelach 86 · Moschel 87 · Lozelach 88
Eizes 91 · Tacheles 92 · Stuss 93*

6. Positives 95

*kodesch 95 · kosher 97 · chochem 102 · kochem 103
kess 104 · betucht 105 · schicker 106 · beschickert 108
pattersch 108 · dufte 109 · toff 109 · toffte 110 · taff 112*

7. Negatives 113

*schautig 113 · meschugge 114 · mechulle 116
pleite 117 · kapores 119 · treife 122
schofel 125 · mies 129*

8. Einzigartiges 135

nebbich 135

9. Floskelhaftes 142

*Guten Rutsch 142 · damit ist's Essig 144
Massel und Broche 145 · Oser sagt Schiller 146
Hals- und Beinbruch 147 · Bruch und Dalles 147
aus Daffke 149 · Ja Kuchen! 149 · trübe Tasse 151 · für lau 152
eine Meise haben 152 · flöten gehen 153 · auf Nile gehen 154
Saures geben 154 · Schmiere stehen 155
wissen, wo Barthel den Most holt 156
kommen wie die Srores und gehen wie die Maurer 156
zureden wie einem lahmen Gaul 157
zeigen, was eine Harke ist 157
es zieht wie Hechtsuppe 157
Schlamassel auf Wachstum 158*

Anmerkungen 160

Literatur 167

Abkürzungen 174

Register 175

Vorwort

Jiddische Wörter sind heutzutage ein kleiner, aber sehr farbiger und wirkungsmächtiger Bestandteil der deutschen Sprache. In Presse und Öffentlichkeit kommen sie so häufig vor, daß manche wie *Zocker* oder *Zoff* als Kennwörter der Epoche gelten können. Andere wie *Mezie* oder *mechulle* hört man dagegen kaum noch. Dabei waren sie früher weit bekannt und oft genug eine sprachliche Zutat, die einer ganzen Formulierung das Aroma gab. Das »Kleine Lexikon deutscher Wörter jiddischer Herkunft« (C.H. Beck Paperback 1518) macht den Reichtum und die Vielfalt dieser Sprachmittel an mehr als elfhundert verschiedenen Vokabeln deutlich. Ihre heutige Verwendung ist im Band »Zocker, Zoff & Zores. Jiddische Wörter im Deutschen« (C.H.Beck Paperback 1476) exemplarisch nachgezeichnet.

In diesem Buch soll der einzigartige sozial- und kulturgeschichtliche Hintergrund der jiddischen Wörter in der deutschen Sprache erhellt werden. Er ist in jedem Ausdruck gegenwärtig und umgibt ihn mit einer besonderen Aura. An markanten Beispielen wird aufgezeigt, was diese Ausdrücke im Jiddischen und in der Familiensprache deutscher Juden bedeutet haben und welchen Nebensinn man oft aus ihnen heraushörte. Es wird dargelegt, welche beruflichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge bewußt oder unbewußt mit den Wörtern ausgedrückt wurden. Es wird gezeigt, wie sich Bauern und Handwerker der Ausdrücke bemächtigt und sie nach ihren Bedürfnissen zugerichtet haben. Einzelne gesellschaftliche Gruppen von den Intellektuellen bis zu den Landstreichern haben das jiddische Wort zu allen Zeiten geschätzt. Schriftsteller wie Gottfried August Bürger haben Wörter jiddischer Herkunft zu Lieblingsausdrücken erkoren. Andere wie Karl Kraus waren ihnen in einer Art Haßliebe verbunden. In neun Kapiteln sollen die geschichtlichen und kulturellen Niederschläge im jiddischen Deutsch sichtbar gemacht werden. Dabei zeigen sich Witz und Ironie, aber auch Polemik und Diffamierung. Vor

allem zeigen sich Empfindungen und Gefühle, Sorgen und Not ebenso wie Gelassenheit und Humor.

Die behandelten Wörter wie auch Beispiele für ihren Gebrauch werden in den Wortgeschichten dieses Bandes *kursiv* wiedergegeben. Bedeutungen sind durch kleine spitze ›Klammern‹ gekennzeichnet. Die Herkunft von Zitaten und Belegen wird in den Anmerkungen nachgewiesen. Gedruckte Quellen sind im Literaturverzeichnis erfaßt. Zusätzliche Hinweise zu einzelnen Stellen bieten die Anmerkungen. Hörbelege und Belege aus dem Internet werden zitiert, können aber nicht ausführlich dokumentiert werden. Wortvorkommen in Presse und Literatur werden mit ihrem Fundort nachgewiesen. Da weder die jiddische Sprache der vergangenen Jahrhunderte noch die deutschen Mundarten oder Sondersprachen wie das Rotwelsche normiert waren, haben sich von einzelnen Wörtern im mündlichen Gebrauch viele verschiedene Lautformen herausgebildet. Auch die Schreibungen sind nicht normiert. Darum findet man in diesem Buch unterschiedliche Formen nebeneinander. Von allem kann nur eine knappe Auswahl genannt werden. In der Regel wird die Erörterung auf die Form beschränkt, die im Deutschen am bekanntesten geworden ist. Weitere Angaben und ergänzende Hinweise zur Herkunft einzelner Ausdrücke finden sich im »Kleinen Lexikon deutscher Wörter jiddischer Herkunft«. Die behandelten Wörter sind nach Sachgruppen zusammengefaßt, die wichtigsten im Inhaltsverzeichnis aufgeführt. Alle in den Wortgeschichten erläuterten Ausdrücke sind zusätzlich durch das alphabetische Register erschlossen.

1. Unerwartetes

Wer den jiddischen Wörtern im Deutschen nachspüren will, muß sie in der Fülle des deutschen Wortschatzes erst einmal auffinden. Das ist nicht mehr so leicht wie früher, als das Wissen um diese Ausdrücke weit verbreitet war und sie von Juden und Christen gebraucht wurden. Bei deutschen Juden gehörten sie zum sprachlichen Erbe. Kindern, die sich ihrer jüdischen Herkunft kaum bewußt waren, erschienen sie als Familienwörter, die nicht einmal das Personal verstand.¹ Mit ihnen konnte man eine Aussage besonders betonen, aber auch die Verwandtschaft provozieren wie mit dirty words.² Manche Juden schämten sich dieser Wörter und suchten sie deshalb konsequent zu vermeiden.³ Andererseits ließen sie sich zu mancherlei Zwecken einsetzen, von der internen Kommunikation bis zu besonderen Effekten in der öffentlichen Rede oder in der Presse.⁴ Vor allem aber durfte man sich durch Kenntnis und Verwendung dieser Ausdrücke dem Judentum zugehörig fühlen, selbst wenn man sie wie Karl Kraus für »Ekelworte« hielt.⁵

Bereits mit einem einzigen Wort ließ sich das Jüdische im ganzen aufrufen. Stefan Zweig wählte daher in seinem Lebensrückblick »Die Welt von Gestern« mit *Golus* anstelle von *Exil* oder *Diaspora* einen jüdischen Ausdruck, der für Juden mit der Konnotation einer zweitausendjährigen Leidensgeschichte besetzt ist und den Wissenden im Jahr 1941 die Situation des jüdischen Volkes eindringlich vor Augen führte.⁶ Er wird von Stefan Zweig in seiner Autobiographie nicht erklärt, dürfte aber heute kaum noch verstanden, geschweige denn in seinem vollen geschichtlichen, religiösen und kulturellen Gehalt gewürdigt werden.⁷

Daß Wörter aus dem Jiddischen, die von Juden in ihrer Alltagsrede verwendet wurden, mehr zur Sprache brachten, als es der Sonderwortschatz einer kleinen Bevölkerungsgruppe sonst vermocht hätte, war schon jüdischen Kindern klar. Ludwig Greve schreibt dazu in seinen Erinnerungen an die Kindheit: »Allemal

schien es sich um so verwickelte Zustände zu handeln, daß die normalen Wörter nicht griffen. Vor den Gojim, das versteht sich, wurde nie so geredet, da genügte die Alltagssprache.«⁸ Die *Gojim* waren in der jüdischen Ausdrucksweise die Nichtjuden, von denen man sich durch Herkunft und Schicksal, aber auch durch den Sonderwortschatz unterschied.

Das spiegelt sich auch in einer Anekdote, die Hans Ostwald 1928 noch einmal neu erzählt hat. Auf die Frage, ob sie sogenannte jüdische Ausdrücke noch kenne, antwortet eine assimilierte Jüdin: »Gar nicht, höchstens noch nebbich und melancholisch.«⁹ Mit dieser Antwort wird darauf angespielt, daß die deutschen Juden den jüdischen Wortschatz am Ende der Weimarer Republik öffentlich kaum noch gebrauchten und ihn auch im privaten Verkehr mehr und mehr vermieden. Angesichts des wachsenden Antisemitismus gibt *melancholisch* die Stimmung unter den Juden so treffend wieder, daß es als jüdischer Ausdruck angesehen wird. Und schließlich vermag die Frau nicht zwischen eigentlich jüdischen Ausdrücken wie *nebbich*¹⁰ und anderen Wörtern zu unterscheiden.

Christen war der jüdische Wortschatz weithin auch deshalb ein Buch mit sieben Siegeln, weil sie seine Bestandteile manchmal gar nicht als jüdisch erkannten. Das ist heute noch mehr der Fall, weil selbst Gebildete ein Wort wie *Mauscheln* nicht mit dem jidd. Personennamen *Mausche* ›Moses‹ in Verbindung bringen und deshalb die jahrhundertelange Geschichte dieses Wortes in der deutschen Sprache nicht angemessen beurteilen können.¹¹ Sonst wäre man nach 1945 mit der Wiederbelebung eines tabuisierten Ausdrucks vielleicht sensibler umgegangen. Ein Wort wie *Zoff*, das heute in aller Munde ist, wird eher der für Comics typischen Lautmalerei zugerechnet als aus dem Jiddischen hergeleitet.¹²

Pseudolateinisches

Bei Wörtern wie *Bonum*, *Golus*, *Mores* oder *stikum* denkt mancher vielleicht zunächst an eine Herkunft aus dem Lateinischen, wie es die Endungen nahelegen. Dabei handelt es sich keineswegs um eine Maskierung der Ausdrücke, sondern um Lautformen, die sich im Laufe der Zeit herausgebildet haben. *Golus* ›Exil‹ ist eine

jidd. Form des sephard. hebr. *galut*, das wörtl. ›Wegführung ins Exil‹ bedeutet und auch die Exilanten bezeichnet. Von den Veränderungen, die das Wort auf dem Weg vom Hebräischen ins Jiddische erfahren hat, sind der Vokalwechsel *a > o* und der Konsonantenwechsel *th > s* in der Umschrift mit Lateinbuchstaben ausgedrückt. Die germanische Akzentverlagerung von der Endsilbe auf die Stammsilbe muß man sich hinzudenken. Als Stefan Zweig das Wort 1941 niederschrieb, war die Lautform *Golus* schon veraltet und mußte als traditionell gelten. Statt dessen wurde bereits im 19. Jh. die Form *Goles* verwendet, wie es dem gesprochenen Jiddisch entspricht. Ob der Autor, der im ganzen Buch sonst kein Wort jidd. Herkunft gebraucht, den Ausdruck bewußt in einer Form benutzte, die auch für lateinisch gehalten werden kann, muß offenbleiben.

Daß es sich bei der scheinbaren Latinisierung der Wortendung nicht um eine bewußte Verschleierung der Herkunft handelt, sondern um einen Vorgang, in dem sich die geschichtliche Entwicklung des Wortes zeigt, verdeutlicht das Beispiel *Bonum* ›Gesicht‹. Aus sephard. hebr. *panim* wird jidd. *pónim*, *púnim*, mit Abschwächung des Vokals *ponem*, *punem*. Als *Ponem* ›Gesicht, Aussehen‹ wird das Wort von deutschen Juden verwendet, immer mit einem *p* im Anlaut.¹³ In den deutschen Mundarten ist es dagegen unter den Einfluß einer deutschen Konsonantenveränderung geraten und wird meist *Bonem*, *Bunem* ausgesprochen, in einigen Mundarten auch *Bonum*.¹⁴ In Frankfurt am Main sagte man: *Der mecht e bees Bonum* ›macht ein böses Gesicht‹ und *mach doch so kein mieß Bonum*.¹⁵

Diese Lautform ließ einen Sprachforscher im 19. Jh. an frz. *bonne mine* ›gute Miene‹ denken.¹⁶ Das war zu einer Zeit, als die Wissenschaft die jidd. Wörter in der deutschen Sprache noch nicht systematisch beobachtet hatte. Sonst hätte man schon gewußt, daß *Ponem* bei deutschen Juden zumindest in Zusammensetzungen wie *Chutzpeponem* ›freche Person‹¹⁷ oder *Schlamasselpo-nem* ›Pechvogel‹¹⁸ metonymisch nicht das Gesicht, sondern den ganzen Menschen meint.

Stikum und *Mores* sind zwei weitere Beispiele dafür, daß ein jidd. Wort wie ein lateinisches erscheinen kann. Während *stikum* wegen seiner Endung pseudolateinisch wirkt, ist *Mores* ein lat.

Wort, dem allerdings ein lautgleicher jidd. Ausdruck zur Seite steht. *Stikum* ›stille‹ gehört zu jidd. *schtiko* ›Stillschweigen, Ruhen, ruhiges Verhalten‹ und wird im Rotwelschen, der historischen deutschen Gaunersprache, erstmals 1755 bezeugt.¹⁹ Hier wie in den deutschen Mundarten zeigen verschiedene Lautformen von *schtike* über *stiecke* und *stigem* bis zu *stekum* und *stikum*,²⁰

stikum daß das scheinbar lat. Wort nur eine Spielart des Ausdrucks unter mehreren ist. Eher zufällig ist die Form *stiekum* ›ganz heimlich, leise‹ als Wort der deutschen Umgangssprache festgeschrieben worden, das nun auch in der Presse und der Literatur seinen Platz gefunden hat.²¹

Mores ›Sitten, Anstand‹, Mehrzahl von lat. *mos, moris* ›Sitte, Gebrauch‹, ist als Fachwort der mittelalterlichen Schulsprache ins Deutsche gekommen.²² Das lat. Wort ist in der Wendung *Mores lehren* ›jemanden zurechtweisen‹ seit dem 16. Jh. gebräuchlich; *Mores lernen* sagte man in der Verkehrssprache bis zum Ende des

Mores 18. Jh.s. Die teils rotwelschen, teils mundartlichen Fügungen *Mores haben, führen* und *kriegen*, die ›Angst haben‹ bedeuten, haben mit dem lat. Wort nichts zu tun.²³ Dieses *Mores* geht auf den Plural des jidd. *more* ›Furcht‹ zurück, das westjidd. auch *maure*, ostjidd. *mojre* lautet. Studentensprachlich war die Wendung *More haben* ›Furcht haben‹, in der der Singular des jidd. Wortes erscheint.²⁴ In Frankfurt am Main ging *Mores lernen* nicht auf das lateinische, sondern auf das lautgleiche jidd. Wort *mores* zurück und bedeutete ›Angst einjagen‹.²⁵ Dort wurden das lat. und das jidd. Wort im Ausdruck *Mores machen* ›Reverenz erweisen, klein begeben‹ miteinander verbunden.²⁶ *Jud, mach Mores* war eine derbe Aufforderung christlicher Burschen an Juden, den Hut zu ziehen. Wenn sie nicht befolgt wurde, war eine Tracht Prügel fällig. Das erklärt, warum hier im lat. *Mores* ›Anstand‹ eine gehörige Portion des jidd. *Mores* ›Angst‹ mitschwingt.

Rückentlehnungen

Am wenigsten an das Jiddische denkt man gewiß bei Wörtern, die aus dessen deutscher Komponente stammen und von Juden in der dort üblichen Gebrauchsweise in die deutsche Verkehrssprache

übernommen worden sind.²⁷ Alfred Kerr bezeichnete das osteuropäische Jiddisch gerade wegen dieser Bestandteile 1921 als »mittelalterliches Deutsch«, das halbwegs verstehen könne, wer des Mittelhochdeutschen mächtig sei.²⁸ Allerdings haben die deutschen Ausdrücke des Jiddischen, wenn sie von Juden als sprachliches Erbe im Deutschen weitergebraucht wurden, oftmals eine Bedeutung, die sich von der heute sonst üblichen unterscheidet. Das kann eine bewahrte mittelalterliche Gebrauchsweise sein oder eine Bedeutung, die das Wort erst im Jiddischen erhalten hat.

Hoch bedeutete im mittelalterlichen Deutsch auch ›groß, stark, laut, vornehm, stolz‹.²⁹ Westjidd. *hech*, ostjidd. *hojch* heißt neben ›hoch‹ und ›groß‹ auch ›laut‹. Hieran ist zu sehen, was Friedrich Gundolf meinte, als er Jiddisch ein stehengebliebenes Deutsch nannte.³⁰ Daß *hoch* in der jidd. Bedeutung des Wortes gemeint ist, wenn ein Schriftsteller bei der Schilderung des jüdischen Lebens im 19. Jh. den Satz »Red nicht so hoch« niederschreibt, läßt sich nicht ohne weiteres erkennen und aus dem Zusammenhang allenfalls erahnen. Denn *hoch* könnte ja auf die Tonhöhe der Stimme bezogen sein, meint hier aber eindeutig ›laut‹.³¹ »Red hecher und tu mir nichts verschweigen. Meinst du denn, ich fürcht' mich vor deinem Vater?«, heißt es und macht damit deutlich, daß es um die Lautstärke und nicht um die Tonhöhe geht.³²

Jüdische Wohnquartiere werden im Jiddischen mit zwei deutschen Wörtern bezeichnet, *gas*, Gasse, und *schtetl*, Städtchen.³³ *Ojf der jidischer gas* ist im Jiddischen eine feste Fügung. Im Deutschen bedeutet *Gasse* ›kleine, enge Straße‹ und ›Bewohner einer Gasse‹. Dabei kommt das Wort *Gasse* im Süden des Sprachgebiets häufiger vor als im Norden. In Österreich und ganz besonders in Wien ist es das gebräuchlichste Wort für ›Straße‹.³⁴ Bei deutschen Juden meinte *Gasse* aber nicht nur ein Sträßchen und dessen Bewohner, sondern das ganze jüdische Wohnquartier und die jüdische Bevölkerung eines Ortes. Der Ausdruck wurde also eher soziologisch als topographisch aufgefaßt. Das hängt mit der Geschichte der Judenviertel zusammen, in die Juden seit dem 13. Jh. immer mehr abgedrängt wurden. Auch als sich deren Tore seit dem 18. Jh. öffneten, hielten die deutschen Juden am Wort *Gasse* fest. Mit der Formulierung *nach einem alten*

Brauche in der Gasse drückte ein jüdischer Schriftsteller im 19. Jh. aus, daß etwas in jüdischen Kreisen üblich war.³⁵

Anders als *Gasse* ist *Schtetl* erst in jüngster Zeit aus dem Jiddischen ins Deutsche rückentlehnt worden. Dazu trägt vielleicht bei, daß *shtetl* ins amerikanische Englisch Eingang gefunden hat. *Städtel* ist eine Diminutivform zu *Stadt*, wie sie aus dem Volkslied *Muß i denn zum Städtel hinaus* bekannt ist. Im Mittelhoch-

Schtetl deutschen sind *stetelin*, *stetlin* und *stetel* Verkleinerungsformen zu *stat*. Sie stehen für ›kleiner Ort, Platz, Städtchen‹.³⁶ Bereits im 19. Jh. war *Städtel* ein Fachterminus der Historiker zur Bezeichnung einer schlesischen Kleinstadt.³⁷ Das Wort ist ein typisches Beispiel für die von Arno Schmidt beklagte Neigung der Schlesier zur Bildung von Verkleinerungsformen,³⁸ wie sie ganz ähnlich auch bei jiddischen Namen zu beobachten ist. Während das schlesische Wort kaum noch bekannt ist, ist das jiddische inzwischen Gemeingut.

Die Schreibung des jidd. Wortes war im Deutschen anfangs nicht fest. *Stetl* und das amerikan.-engl. *Shtetl* konkurrierten bis in die 1980er Jahre mit *Schtetl*, in dem das Jiddische für deutsche Leser am deutlichsten zum Vorschein kommt. Wer den Ausdruck aus der deutschen Sprache ableitete, sprach wie Michael Degen vom *Städtel*: »Man brüllte also vor Lachen über Kafka, Tolstoi, Turgenjew, Mark Twain und machte sich keine Gedanken darüber, daß diese Autoren samt und sonders vom ›Städtel‹ und ihren [sic] jüdischen Einwohnern erzählten und daß zum Beispiel Mark Twain den jüdischen Witz so gut handhaben konnte.«³⁹ Wer die Bezeichnung wie Robert Menasse auf das Jiddische bezog, schrieb *Schtetl*: »während dies geschah, erschienen Denkschriften in Metropolen genauso wie in Schtetln im Osten«.⁴⁰ Die früher gebrauchten Anführungszeichen, die in einer Überschrift wie *Leben und Treiben im »Schtetl«*⁴¹ das Wort als fremdsprachiges Zitat erscheinen lassen sollen, sind mit zunehmender Integration entfallen. Seit 1994 ist es darum auch lexicographisch als Ausdruck der deutschen Sprache anerkannt.⁴² Daß *Schtetl* aber keineswegs eine ostjüdische Kleinstadt, sondern das jüdische Wohnquartier bezeichnet, macht ein Buchtitel deutlich: »Das Leben im Schtetl. Ein jüdisches Dorf in 80 Bildern.«⁴³ Um bei beiden Ausdrücken richtig verstanden zu wer-

den, benutzte Karl Emil Franzos für christliche Leser die Wörter *Judengasse* und *Judenstadt*.⁴⁴

Nicht nur die aus dem Deutschen stammenden jidd. Wörter sind bei einer Rückentlehnung nicht leicht zu erkennen. Auch Hebraismen des Jiddischen werden durch Beugung und Wortbildung so ins Deutsche integriert, daß sie nur schwer auszumachen sind. Neben Wörtern wie *abgeblockt*, *angedockt* und *hingehockt* wirkt das Modewort *abgezockt* keineswegs fremd. Daß sich im zugrundeliegenden *zocken* ein jidd. Wort hebr. Herkunft verbirgt, wird ein Deutschsprachiger in der Regel nicht vermuten. Hier stammt nur noch die Wortwurzel aus dem Jiddischen, während von der sprachlichen Ausformung bis zur Bedeutung neuere Entwicklungen des Deutschen zum Ausdruck kommen.⁴⁵

Doppelgänger

Noch mehr als die Rückentlehnungen sind jene Wörter jidd. Herkunft im deutschen Wortschatz versteckt, zu denen lautgleiche deutsche Ausdrücke wie *Egel*, *Mitte*, *Moos* oder *Schote* existieren. Unterschiede im grammatischen Geschlecht geben einen ersten Hinweis darauf, daß nur mit lautgleichen, nicht mit identischen Ausdrücken zu rechnen ist. Allerdings kommen Genusunterschiede auch in deutschen Dialekten vor, wenn es **Egel** *der Bach* oder *die Bach*, *der Trapp* oder *die Treppe* heißt. Daß ein *Egelchen* bei Juden kein blutsaugender Ringelwurm war, sondern ein Kälbchen, wußten die Sprachkundigen sofort. Die anderen mußten stutzig werden, wenn es nicht *der Egel*, sondern *das Egel* hieß. Man verstand den Ausdruck auch in Gaunerkreisen. In eingeschränktem Maße war er der bäuerlichen Bevölkerung geläufig. Das jidd. Wort *egel*, Plural *agolim*, stammt aus dem Hebräischen und gehörte in Deutschland als *Eigel*, *Egel* besonders zum Wortschatz jüdischer Viehhändler.⁴⁶

Weit auseinander liegen auch *die Schote* und *der Schote*. Das deutsche Wort *die Schote* bezeichnet wie bei Erbsen oder Ginster eine längliche Fruchtkapsel, wird aber auch übertragen für eine ›zum Spaß erfundene Geschichte‹ gebraucht.⁴⁷ Das aus dem Jiddischen stammende Wort *der Schote*, westjidd. *schaute*, ostjidd.

schojte, bedeutet dagegen ›Narr, Dummkopf‹. Als *Schote*, *Schoute* oder *Schaute* wird es in deutschen Mundarten, im Rotwelschen und in der Umgangssprache gebraucht, auch mit Ableitungen wie *schantig* und vielen Zusammensetzungen wie *Fastnachtsschaute* und *Schautensack* ›Witzbold‹.⁴⁸

Schote Von Schillers Ballade »Der Ring des Polykrates« haben jüdische Verehrer des Dichters besonders den Anfang geschätzt: »Er stand auf seines Daches Zinnen, / Er schaute mit vergnügten Sinnen / auf das beherrschte Samos hin.« Ließ sich daraus doch die Wortfolge *Schaute mit vergnügten Sinnen*⁴⁹ zitieren, wenn man jemanden als ›heiteren Dummkopf‹ verspotten wollte.

Bei *Mitte* wissen nur wenige, daß es im Deutschen neben dem auf den germanischen Erbwortschatz zurückgehenden Wort für einen Aspekt der räumlichen Dimension auch einen lautgleichen Ausdruck jidd. Herkunft gegeben hat. Er fand sich in Äußerungen wie *jemandem die Mitte machen* und bedeutete in der jüdischen

Mitte Handelssprache ›durch Preisnachlaß ein Geschäft anbahnen‹.⁵⁰ Die Formulierung nutzt ein Wort, mit dem jidd. *mitto*, *mitte* ›Lager, Bett, Polster, Traggbett, Totenlager, Bahre‹ mit der eingeschränkten Bedeutung ›Bett‹ in der jüdischen Familiensprache am Leben erhalten worden ist. Noch 1766 hatte ein Gelegenheitsdichter gereimt, daß der Bräutigam seine Braut nach der Hochzeit *in sein Mitta* nehme.⁵¹

Während hier das Bett noch *das Mitta* genannt wurde, war später auch der Ausdruck *die Mitte* gebräuchlich, so daß es zwischen dem jidd. Lehnwort und dem germ. Erbwort lautlich und grammatisch keinen Unterschied mehr gab. Die Sprachwissenschaftler sprechen in solchen Fällen von Homonymie, die von der Sprachgemeinschaft beseitigt wird, wenn sie die Kommunikation behindert. Hier traten aber deshalb keine Störungen auf, weil das Wort jidd. Herkunft nur in einem enger umgrenzten Kommunikationsbereich verwendet wurde. Außer den Juden, die ein historisches Recht auf diesen Ausdruck besaßen, hatten sich auch die Gauner seiner bemächtigt und ihn seit dem frühen 18. Jh. in verschiedenen Lautformen als *Mitte*, *Mette*, *Mötti* für ›Bett, Lager‹ gebraucht.⁵² In den deutschen Mundarten ist er dagegen nur wenig bekannt gewesen.⁵³ Das lag daran, daß für eine Wortdublette zur Bezeichnung des nächtlichen Lagers kein Bedarf bestand und der Aus-

druck als handelssprachliches Fachwort jüdischen Kreisen vorbehalten blieb.

Juden waren sich nicht sicher, wie das Wort *Mitte* zu erklären ist.⁵⁴ Wenn man einem Geschäftspartner *die Mitte machte*, bedeutete das, ihm beim Preis entgegenzukommen. Nach der Aufhebung des Rabattgesetzes gewinnt diese Praxis, die nicht nur im Automobilhandel schon lange existiert, auch in Deutschland an Bedeutung. Bei Juden sagte man, daß der Käufer *sich in die Mitte legt*, was Weinberg mit der metaphorischen Formulierung umschrieb, er habe sich ›ins gemachte Bett‹ begeben.⁵⁵ Manche aber glaubten, mit *Mitte* werde der Punkt bezeichnet, der genau zwischen den Preisvorstellungen der Handelspartner liegt. Sie verstanden den Ausdruck darum so, als sei das deutsche, nicht das jidd. Wort verwendet.

Im Gegensatz zu *Mitte* mit der Bedeutung ›Bett‹ ist *Moos* mit der Bedeutung ›Geld‹ allgemein bekannt. Die gereimte Formulierung *ohne Moos nix los* gehört mittlerweile zum deutschen Sentenzenschatz, ohne daß man sich der Herkunft des Ausdrucks dabei immer voll bewußt wäre. Noch vor wenigen Jahren haben Lexikographen bei *Moos* die Pflanze, den Sumpf und das Geld linguistisch in einen Topf geworfen.⁵⁶ Dabei gehört **Moos** die Pflanzenbezeichnung zum germanischen Erbwortschatz.⁵⁷ Das Wort für ›Geld‹ geht jedoch auf jidd. *moos*, ostjidd. *moes* ›Geld‹, *moos mesummen* ›bares Geld‹, zurück.⁵⁸ Es war ein Ausdruck der jüdischen Familiensprache und der Sprache des jüdischen Handels, ist in Stadtdialekten und ländlichen Mundarten bekannt und wird heute von jedermann geschätzt. Besonders die Gauner, die stets das Geld anderer Leute reizt, haben das Wort in ihre Geheimsprache aufgenommen und es dabei seit 1490 in vielfältigen Lautformen als *Moos*, *Moes*, *Mees*, *Mäß*, *Maas* und *Mus* ausgesprochen.⁵⁹ Ob der umgangssprachliche Ausdruck *Mäuse* ›Geld‹ auch auf das jiddische Wort zurückgeht, ist nicht bewiesen, aber wahrscheinlich.⁶⁰ Er wäre dann das Ergebnis einer volksetymologischen Umdeutung, mit der sich die Sprecher unverständliche Ausdrücke zurechtlegen. Denn daß Geld für den Menschen so schwer zu erhaschen ist wie Mäuse, leuchtet unmittelbar ein.

Umdeutungen

Zur Umdeutung laden Wörter aus dem Jiddischen auch sonst ein. *Naß* bezeichnet im Deutschen den Gegensatz zu *trocken*. Im Berlinischen bedeutet *naß* aber bereits im 19. Jh. auch ›ohne Geld‹.⁶¹ *Nasser Kober* wurde in Berliner Bordellen bereits 1846 ein Besucher genannt, der nicht zahlen konnte oder wollte.⁶² Da er finanziell auf dem Trockenen saß, war das solange paradox, wie man nicht wußte, daß mit *naß* hier ein Ausdruck anderer Herkunft verwendet wird. Er ist aus dem Jiddischen in die Gaunersprache gekommen und wurde aus dem Milieu ins Berlinische übernommen. Jidd. *nossnen, nossen* ›geben‹ blieb als *nausnen, nausen* ein Wort der jüd. Familiensprache. Im Rotwelschen lautete der Ausdruck meist *nassenen, nassen*.⁶³ Eine Leistung umsonst zu bekommen, hieß in Berlin *for naß*, also *für naß*, oder *per naß*. Wer umsonst reisen wollte, sah zu, daß er *per naß fahren* konnte.⁶⁴ Bereits im 16. Jh. stand *naß* für ›liederlich, ohne Geld‹ und ›gerieben, verschlagen‹. Thomas Murner und Hans Sachs sprechen in diesem Sinne von *nassen Knaben*. 1799 werden Spielverderber *nasse Prinzen* genannt. Ob das Jiddische über das Rotwelsche auch in dieser Wortwendung Spuren hinterlassen hat, bleibt jedoch ungewiß.⁶⁵

Der sprachgeschichtliche Zusammenhang war bei *naß* so wenig klar wie bei *lau*, wenn das Wort in der Formulierung *für lau* oder *per lau* gebraucht wurde. Auch hier geht in die Irre, wer sich die Bedeutung ›gratis‹ aus der Bedeutung ›mäßig warm‹ erklärt, die das germ. Erbwort *lau* im Deutschen besitzt. Als Ausdruck der Verneinung ist jidd. *lo, lau* auch bei deutschen Juden gebraucht worden. Der Satz *wenn er sagt jo, sagt sie loo* ›wenn er ja sagt, sagt sie nein‹ war sogar sprichwörtlich.⁶⁶ Er gibt allerdings einen Grundsatz wieder, der nicht nur bei Juden zum Erfahrungsschatz gehört. In den Mundarten Südwestdeutschlands ist das Wort so bekannt, daß nicht nur die in jüdischen Ausdrücken sehr bewanderten Frankfurter, sondern auch die hessische und pfälzische Landbevölkerung wußte, was gemeint ist.⁶⁷ Sogar die heutigen Trierer Studenten haben es gern, wenn etwas *für lau* zu haben ist.⁶⁸ Sie haben das Wort aus dem trierischen Stadtdialekt aufgenommen, nicht aus dem Rotwelschen, wo *lau*, seltener *lo*, für

›nein, nicht, nichts‹ seit dem frühen 18. Jh. nachgewiesen ist.⁶⁹ Durch die jüdische Bedeutung des *lo, lau* erklären sich auch Ausdrücke wie *Lowein* und *Lobier* als Gratisgetränke sowie *Lau-männer* und *Laumeier* als Nichtsnutze.⁷⁰ Jüdische Viehhändler verstanden unter einem *Laumann* indessen auch ein ›Pferd, das nicht ziehen will‹.⁷¹

Namen

Bei der Erklärung von Ausdrücken, die auf Namen zurückzugehen scheinen, konkurrieren oft mehrere Deutungen miteinander. Unter *mosern* versteht man heute ›nörgelnd sprechen, unzufrieden sein‹ und denkt dabei an den österreichischen Schauspieler *Hans Moser*, der diese Haltung mit einzigartiger Meisterschaft verkörpert hat. Das Wort ist aber älter und wird bereits im 18. Jh. von Spitzbuben für ›verraten‹ und ›schwätzen‹ gebraucht.⁷² Neben *mosern* begegnen im Rotwelschen auch andere Formen wie *mossern*, *massern*, *masern* sowie *mosser sein* und *moser sein*. Sie führen zu jidd. *mosser sein*, *massren* mit der Bedeutung ›verraten, anschwärzen‹. Als Ausdruck für ›verraten‹ war das Wort auch noch bei deutschen Juden bekannt. In den deutschen Bauernmundarten wurde die Bedeutung weiterentwickelt, so daß *massern*, *mosern* dort schließlich für ›schwätzen, quengeln, schimpfen‹ stand.⁷³

Moser mit den Nebenformen *Mauser* und *Moserer* geht auf jidd. *mosser* ›Schwätzer, Angeber, Verräter‹ zurück und bedeutete in der familiären Ausdrucksweise deutscher Juden neben ›Verräter‹ auch ›Denunziant‹. Im Rotwelschen ist das Wort ebenfalls seit dem frühen 18. Jh. belegt. Als *Hans Moser*, der in jungen Jahren auf der jüdischen Possenbühne in Wien als Chargenspieler für die Christenrollen engagiert war, das *Mosern* auf der Bühne kultivierte, stand das Verbum *mosern* schon bereit. Im heutigen Ausdruck *herummosern* hat sich mehr von der Art des Schauspielers als vom jidd. oder rotwelschen Wort niedergeschlagen. Im ganzen aber dürfte es sich um eine Verschmelzung des Namens mit dem Wort jidd. Herkunft handeln, ein Vorgang, den die Sprachwissenschaft als Kontamination bezeichnet.

Das Wort *Nassauer* für ›Schmarotzer‹ hat man früher mit Anekdoten zu erklären versucht. Daß die Bedeutung mit dem Freitisch der nassauischen Studenten in Göttingen zusammenhängt, an denen Unberechtigte *nassauerten*, gilt inzwischen als unwahrscheinlich.⁷⁴ Wolfgang Stammer vermutete den Ursprung des Ausdrucks **Nassauer** in einer Klangähnlichkeit von *naß* und *Nassau*.⁷⁵ Scherzhaft nannte man in Hessen auch einen Regenguß *Nassauer*. Als ein Berliner Physiker Studenten, die sich das Kolleggeld sparen wollten und deshalb im hintersten Winkel des Hörsaals Platz genommen hatten, bei einem physikalischen Experiment bespritzte und dabei ausrief, der Strahl reiche *von Berlin bis Nassau*, soll er an Nässe und Schmarotzertum zugleich gedacht haben. Heute wird *Nassauer* ›Schmarotzer‹ und das zugehörige *nassauern* so erklärt, daß der Ausdruck auf den Orts- und Gebietsnamen *Nassau* anspielt, die Bedeutung sich aber an rotwelsch *naß* ›ohne Geld, gratis, umsonst‹ orientiert.⁷⁶ Wie schon erwähnt, ist dieses Wort aus dem Jiddischen abgeleitet.

Daß auch der Name der an der Mosel gelegenen Stadt *Cochem* Assoziationen zu einem jidd. Wort aufruft und die Schreibung des Ortsnamens vielleicht gerade deshalb wieder das *C* am Anfang enthält, wissen heute wohl nicht einmal die Cochemer. Wie *Cassel*, *Coblenz* und *Cöln* wurde auch *Cochem* jahrhundertlang mit **Cochem** geschrieben.⁷⁷ Daneben gab es aber auch schon die Schreibung mit *K*, die seit dem 19. Jh. verstärkt propagiert und schließlich 1935 angeordnet wurde. Der Wechsel von *C* zu *K* sollte einer stärkeren Integration des Ortsnamens in die deutsche Sprache dienen. Da sich Kaiser Wilhelm II. gegen eine Änderung sperrte, wurden Ortsnamen wie *Cassel* oder *Cöln* erst nach dem Ende des Kaiserreichs orthographisch modernisiert.

Bei *Cochem* dauerte es etwas länger, doch hatten sich manche Autoren und Verlage bereits im 19. Jh. für eine Schreibung mit *K* entschieden. In der Presse wurde noch Mitte der 1920er Jahre um die Ortsnamenorthographie gerungen.⁷⁸ Als nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die französische Verwaltung zur Schreibung mit *C* zurückkehrte und der Stadtrat die Änderung 1950 noch einmal bekräftigte, wurde das mit einer Wiederherstellung der früheren Schreibung begründet.⁷⁹ Daß es noch andere, sehr triftige Gründe gab, scheint niemand öffentlich ausgesprochen zu haben.

Dabei liegt auf der Hand, daß der Ortsname *Kochem* lautlich dem Rotwelschwort *kochem* ähnelt, das mit verschiedener Schreibung seit dem 18. Jh. belegt ist und unter Gaunern ›klug, gescheit, eingeweiht, mit allem Gaunerischen vertraut‹ bedeutet.⁸⁰ Es geht auf jidd. *chochem* ›klug‹ zurück und kommt außer in der Gaunersprache auch in deutschen Dialekten und in der Umgangssprache vor. Schlimmer noch als dieses Wort war für die Bevölkerung von *Kochem*, daß als *Kochemer* im Rotwelschen zweierlei bezeichnet wurde: erstens aus der Sicht des Gauners ein ›Kluger, Vertrauter, Eingeweihter‹, also einer, der mit den Gaunerpraktiken vertraut ist, und zweitens aus der Sicht des Nichtgauners ein ›Gauner, Dieb, Spitzbube, Einbrecher‹.⁸¹ In deutschen Mundarten wurde unter einem *Kochemer* ein ›schlauer Mensch, Spitzbube‹ oder ›Geizhals‹ verstanden.⁸²

Das war für die *Kochemer* aus der malerischen Moselstadt *Kochem* alles andere als vorteilhaft. Denn im Rotwelschen war *Kochemerbais* die ›Gaunerherberge‹, *Kochemerspies* hieß ›Gaunerwirt‹. *Kochemer Penne* war kein Schülerausdruck, sondern ebenfalls ein Wort für die ›Unterkunft der Spitzbuben‹. Als *Kochemer schmusen* wurde das Reden in der Gaunersprache bezeichnet.⁸³ Ein *betuchter Kochemer* war ein Dieb, der einbricht, ohne Lärm zu machen.⁸⁴ Meyers Konversationslexikon hat die Gaunersprache mit dem Rotwelsch Ausdruck *Kochemer Loschen* benannt und sie 1893 direkt hinter dem Ortsnamen *Kochem* abgehandelt.⁸⁵ Angesichts solcher Assoziationen mußte jeder Kenner einem *Kochemer Wein* zwangsläufig mit Skepsis begegnen.

Vor Ort war man von Zweifeln dieser Art jedoch weitgehend frei. Ein Autor, der 1924 über einen *Kochemer Kirchendiebstahl* im Jahr 1770 berichtete und dabei den Gauneraspekt in der Formulierung offenbar unwissentlich zum Ausdruck brachte, belehrte seine Leser 1926 über einen *Kochemer Kirchen-Visitationsbericht* von 1593, nicht ahnend, welche Unterstellungen er mit seinem Titel machte.⁸⁶ Daß die Aufzählung ehrenwerter *Kochemer Namen* durch die Orthographie unterminiert wurde, fiel den vom Streit um die Schreibung erhitzten Journalisten nicht weiter auf.⁸⁷ Seitdem jedoch das Intermezzo mit dem Ortsnamen *Kochem* Vergangenheit ist, sind auch die *Cochemer* von derartigen Mißdeutungen wieder befreit.

Geheimausdrücke

Wörter aus dem Jiddischen wurden auch benutzt, wenn eine Mitteilung aus guten Gründen verschlüsselt werden sollte. Dann konnte mit einem Ausdruck, der auf den ersten Blick harmlos wirkt, etwas Heikles mitgeteilt werden, ohne daß Uneingeweihte

Bonames dies mitbekamen. So riefen junge Juden in einem Dorf bei Marburg vorübergehenden Frauen, die ein mürrisches Gesicht machten, die Bemerkung *Die ist von Bonames* nach.⁸⁸ Was dazu Anlaß gab, eine Herkunft aus dem heutigen Frankfurter Stadtteil zu behaupten, blieb der hessischen Landbevölkerung unbekannt. Man wußte allenfalls, daß *Bonames* zu den Ortsnamen gehört, die gerne scherzhaft-ironisch verwendet werden, um andere, besonders Neugierige zu foppen oder zu belügen.⁸⁹ Für die jüdischen Sprecher klangen beim Ortsnamen *Bonames* die aus dem Jiddischen stammenden Wörter *Bonem* ›Gesicht‹ und *mies* mit.

In ähnlicher Weise wurde auch *Levkoie*, der Name der Zierpflanze *Matthiola*, von Juden als Geheimausdruck verwendet.⁹⁰ Er verdeckt das Kompositum *Levgoie*, das aus den jidd. Wörtern

Levkoie *lew* ›Herz‹ und *goje* ›Nichtjüdin‹ gebildet ist. Die Bedeutung wurde schonungsvoll als ›Herz einer Christenfrau‹ umschrieben. Tatsächlich war es ein Geheimwort für ›weibliche Scham‹, das sehr dezent behandelt wurde. Darum war es der christlichen Landbevölkerung nur mit Bedeutungen wie ›Mund, Maul, Gesicht‹ und ›Frau‹ bekannt.⁹¹

Wenn man dies weiß, erscheint die folgende Strophe des Gedichts »Radio« von Gottfried Benn in einem anderen Licht: »Da muß man doch Zweifel hegen, / ob das Ersatz ist für Levkoien, / für warmes Leben, Zungenkuß, Seitensprünge, / alles, was das Dasein ein bißchen üppig macht / und es soll doch alles zusammengehören!«⁹² Das Gedicht ist zur Jahreswende 1952/53 entstanden und sollte in dem Band »Destillationen« gedruckt werden, wurde aber vom Autor wieder gestrichen. Vielleicht erschien es als zu privat, vor allem dann, wenn das Wort *Levkoien* auch hier mit seiner Geheimbedeutung zu verstehen ist. Der Kontext läßt kaum eine andere Deutung zu. Dann aber gäbe das

Gedicht einen Hinweis darauf, daß der jüdische Geheimausdruck nicht nur bei der hessischen Landbevölkerung bekannt war, sondern auch anderswo und zwar in ganz eindeutigem Sinn.

Abkürzungen

Geheimausdrücke gab es auch im jüdischen Handelsleben. Die Abkürzung *G.m.b.H.* für die 1892 eingeführte Rechtsform einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung wurde von Juden auf zweierlei Weise interpretiert.⁹³ *Geht mechulle bis Herbst* bedeutete, daß man die Firma als Pleiteunternehmen einschätzte, das über kurz oder lang zahlungsunfähig sein würde. *Gannew' mit beide Händ* unterstellte, daß die Firma *gannewen* ›stehlen‹, also ihre Kunden betrügen werde. In Frankfurt kannte man den Satz als *Ganft mit baade Hänn*.⁹⁴ *Mechulle* ist das jüdische Wort für ›bankrott‹; jidd. *mechulle werden* heißt ›zugrundegehen, verderben‹. *Gannewen* ist die jidd. Form des Wortes, das als *ganfen* oder *genfen* im Rotwelschen und Deutschen bekannt ist und mit *Ganeff* und *Ganove* eine Wortfamilie bildet. Mit dem Ausdruck *D. L. G.-Ware* konnte sich das jüdische Ladenpersonal untereinander warnen und zur Aufmerksamkeit anhalten, ohne daß ein Kunde oder eine Kundin dessen gewahr wurde. *D. L. G.* stand nämlich nicht für Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, sondern für *Das Luder gannewt*.⁹⁵

Mit einem Geheimausdruck konnte man sich auch gegenüber Nationalsozialisten Luft machen. Die Abkürzung *Pg.* für Parteigenosse wurde bei Mitgliedern der NSDAP dem Personennamen wie ein Ehrentitel vorangestellt.⁹⁶ Juden lasen *Pg.* jedoch als *Pege*, was in der jüdischen Familiensprache ›unangenehmer Kerl‹ bedeutete und auf *Pegra*, *Pegera* verwies. Dieser Ausdruck gehört zu jidd. *pega ra* ›böser Zufall‹ und stand bei deutschen Juden ebenfalls für ›üble Person‹.⁹⁷ Daß dies bereits 1930 im Jüdischen Lexikon zu lesen war, dürfte den Nazis entgangen sein.⁹⁸

Die bekannteste Abkürzung dieses Musters bei Juden war jedoch *G. N.*, was als *Gojim naches*, *Goiennaches* gelesen wurde und in der jüdischen Familiensprache soviel wie ›unjüdisches, d. h. zweifelhaftes Vergnügen‹ bedeutete. In diesem Ausdruck sind jidd. *gojim*

›Nichtjuden‹ und *naches* ›Ruhe, Erquickung‹ enthalten.⁹⁹ Auch mit Kleinbuchstaben stand *g. n.* für *Gojim naches*, wurde aber mündlich als *ganz nett* aufgelöst.¹⁰⁰ Auf diese Weise konnte man ironische Einschätzungen äußern, ohne jemanden zu beleidigen, der den **G. N.** Stellvertreterausdruck nicht kannte. Eine briefliche Äußerung der Mutter Gershom Scholems bestätigt, daß die Abkürzung *G. N.* zum familiären Grundwissen gehörte: »Unsere Pension ist in Magenwirtschaft u. Unterkunft vorzüglich, aber die Belegschaft ist ein *G. N.* sondergleichen.«¹⁰¹ Victor Klemperer benutzte sie im Tagebuch, um eine Abendgesellschaft christlicher Gastgeber, bei der es vor allem ums Essen ging, naserümpfend als Schweineschlachtfest zu charakterisieren: »O *Gojim naches*, oh wenig Witz u. viel Vergnügen der *Gojim*.«¹⁰² Sonst war *Gojim-Naches* für ihn der jüdische Ausdruck, mit dem er überflüssige Anstrengungen relativierte: »Das Reisevergnügen ist heute nur in Vatersprache zu benennen: *Gojim-Naches*.«¹⁰³ Ob Theodor W. Adornos Mitteilung in einem Brief an seine Mutter in diesen Zusammenhang gehört, ist nicht ganz sicher, aber wahrscheinlich: »Gestern abend mit Horkheimers in der Eis-Revue, ganz nett.«¹⁰⁴

Den Charakter des *Gojim naches* hat Leo Slezak mit einer Anekdote verdeutlicht. Beim Besuch Kaiser Wilhelms II. bei Kaiser Franz Joseph in Wien harrt eine unübersehbare Menschenmenge, die sich zur Begrüßung der beiden Monarchen versammelt hat, ab sechs Uhr morgens bei Wind und Wetter aus. Wegen Schneeverwehung trifft der Zug erst mit vierstündiger Verspätung ein. Ein geschlossener Wagen rast vorüber. Man sieht vier weiße Handschuhe und schreit »hoch«. *Das ist Gojim naches!*¹⁰⁵ Der Großvater Günter Kunerts litt »an einer speziellen Art von *Gojim naches*«: er sammelte »Schmetterlinge, Käfer, überhaupt Insekten jeglicher Sorte«. ¹⁰⁶ Auch Kunerts Mutter bediente sich der Abkürzung, wenn sie die Spiele nichtjüdischer Kinder abtun wollte: »Deren Treiben ist ›*Gojim naches*‹, wie meine Mutter dergleichen Unfug nennt, oder noch kürzer und verächtlicher: ›*GN*.«¹⁰⁷ Eine erschöpfende Erklärung des Ausdrucks hat der Schriftsteller Robert Neumann geliefert. Auch er bestätigt die Abkürzung *G. N.*, ordnet sie unter die Geheimausdrücke ein und bietet drei verschiedene Auflösungen an: *Gojim Naches*, *Gaudium Nazarenum* und *Germanische Narretei*.¹⁰⁸

2. Religiöses

Der religiöse Wortschatz der deutschen Juden ist im wesentlichen von hebräischen Ausdrücken bestimmt.¹ Er enthält aber auch einige Elemente romanischer Herkunft und etliche deutsche Wörter. Dieses sehr umfangreiche Vokabular wurde in ganz unterschiedlichem Maße beherrscht, von religiös orientierten und sprachlich gebildeten Juden anders als von solchen, die sich für religiöse Belange nur wenig interessierten. Zu Beginn des 20. Jh.s standen sich im Judentum verschiedene Richtungen gegenüber, Bewahrer und Neuerer, Orthodoxe und Liberale. Manche traten für eine stärkere Hinwendung zum Deutschen ein, was als Abkehr vom Hebräischen und den Resten des Jiddischen verstanden wurde. Das hatte Folgen für die Kenntnis der hebr. Sprache und den Gebrauch einzelner Floskeln, die von dort ins Jiddische entlehnt worden waren und sich nun als sprachliches Erbe bei den deutschen Juden wiederfanden.

Hebräischkenntnisse

Im frühen 20. Jh. beherrschten manche Juden das Hebräische nur noch mangelhaft. Bezeichnend ist ein Gespräch, das Victor Klemperer, Sohn eines Reformrabbiners, im August 1944 mit einem jüdischen Leidensgenossen in Dresden führte: »Was ich vom ›Jüdischen‹ wüßte? Ich sagte, leider hätte ich keine hebräischen Kenntnisse. – ›Aber doch Worte wie eine Broche eine Mitzwa?‹ Ich bestand zur Genüge.«² In diesem Fall waren wichtige Ausdrücke des religiösen Vokabulars bekannt, so mit *Broche* das Wort für ›Segen‹ und mit *Mitzwa* die Bezeichnung für ›Gebot, religiöse Verrichtung‹ und ›gute Tat‹.³

Die Abkehr vom Hebräischen bedeutete, daß vertraute Formeln und Floskeln im Alltag nicht mehr verwendet wurden. Betty Scholem berichtete 1925: »Als Heinz sich verabschiedete, kam

Reinhold grade u. Heinz begrüßte ihn mit ›Gut Pessach!‹ Reinhold antwortete freundlich: ›Guten Tag!‹⁴ Die Briefschreiberin

Gut Pessach teilte ihrerseits 1935 mit, daß eine *Barmitzwa*, die Feier der Volljährigkeit jüdischer Knaben in religiösen Angelegenheiten, über mehrere *Schabbatim* [›Samstage‹] verteilt werden müsse und fragte dabei ihren gelehrten Sohn Gerschom Scholem: »ist die Form richtig?«⁵ Sie war es nicht, wie Itta Shedletzky anmerkt: »Der Plural von *Schabbat* lautet *Schabbatot*, jedoch wird im Jiddischen die maskuline Form *Schabbossim* gebraucht.«⁶ Im aschkenasischen Hebräisch gab es beide Formen, die feminine *schabosaus* und die maskuline *schabosim*.⁷ *Schabbatim* war eine hebr. Mischform aus femininer und maskuliner Pluralbildung und aus aschkenasischer und sephardischer Aussprache.

Mit der Verschlechterung der politischen Lage in den 1920er Jahren besannen sich manche Juden auf die traditionellen Werte. Dazu gehörten auch ausreichende Kenntnisse des Hebräischen. Gerschom Scholem schrieb seiner Mutter im September 1928: »alles Gute für das neue Jahr und überhaupt!« und fügte in hebr. Schrift

leschono tauwo die traditionelle Grußformel bei: *leschaná towá tikatéwu* ›ihr möget für ein gutes Jahr eingeschrieben werden‹.⁸ Sie wird hier in der sephard. Lautung zitiert. Betty Scholem antwortete: »ich danke für Euere Glückwünsche! Das Leschono tauwo konnte ich sogar lesen.«⁹ Von dem Gruß des Sohnes hatte sie zwei der drei Ausdrücke in lat. Schrift und nach der aschkenas. Aussprache wiedergegeben. Vollständig lautet er in aschkenas. Lautung, wie sie in der lateinschriftlichen Wiedergabe anklang: *leschono tauwo tikosëiwu*.¹⁰ Von diesem Gruß, der auch auf gedruckten Neujahrskarten stand, wurde oft nur die Kurzfassung *leschono tauwo* ›für ein gutes Jahr‹ benutzt. Sie entthob den Sprecher der Mühe, zwischen den verschiedenen Formen zu wählen, die für Mann und Frau, für Männer, für Frauen und für Paare zu benutzen waren.¹¹

Bekanntlich hieß es früher scherzhaft, Hebräisch sei die einzige Muttersprache, die Mütter in Israel von ihren Kindern gelernt hätten. Ähnliches hätte sich über Väter sagen lassen, die in Deutschland das Hebräische von ihren Söhnen lernen mußten. So notierte Betty Scholem 1925: »Reinhold lernt jetzt den Freitagabend-Kidusch [›Weihesege[n]‹], weil er es als blamabel empfindet, daß er

keine Broche machen kann.«¹² Und wenig später: »Auf seinem Freitagabend machte Reinhold als Balbost [›Hausherr‹] den ganzen inzwischen gelernten Kiddisch, sogar mit richtigem Nigan [›Melodie‹]«. ¹³

Von der *Chanukkafeier* 1934 berichtete Betty Scholem, die Jungen hätten »sich redlich mit der schweren hebräischen Sprache« gequält. Ein Vater, der vom Judentum nie eine Vorstellung gehabt habe, gehe nun an jedem Freitagabend mit seinem zwölfjährigen Sohn in die Synagoge. Der Junge verlange das und habe »dem Vater auf Deutsch die Broche aufgeschrieben, damit er sie ablesen« könne.¹⁴ Am letzten Freitag, als dieser »die Broche schon etwas weniger stotterte«, habe man auf dem *Kiddischbecher* unter der hebr. Inschrift die folgende Gravur entdeckt: »Weihnachten 1921.«¹⁵ Deutlicher konnte die Anpassung an den christlichen Kalender nicht zum Ausdruck kommen.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de